

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 25

Artikel: Stillstand, Rückschritt, Fortschritt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nähme ihn wunder, daß es anderwärts so dumme Kinder gebe. Hier habe doch noch nie ein Mensch die Grube während des Führens wieder zugedeckt, und es sei doch noch nie ein Kind hineingefallen! „Die Kinder sehen doch auch, ob ein Loch offen ist oder zugedeckt,“ hatte er gemeint. Aber daran hatten sie damals nicht gedacht, daß ein Kind beim Spielen rückwärts gehen könnte, wie der Thuri es heute getan, und daß das geschickteste Kind dabei das Loch dann nicht sehen würde. Aber jetzt sollte er, Christen Weber, gewiß eine Vorrichtung machen, daß der Thuri nicht wieder hineinfallen konnte, gleich heute würde er daran arbeiten! Aber da kam wieder die entsetzliche Angst über ihn. Das alte Sprichwort fiel ihm ein: „Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man den Brunnen zu.“ Ein lautes Geräusch ließ ihn zusammenschrecken: die Suppe kochte über und zischte auf der Herdplatte. Da fiel ihm ein, wie er hier hereingekommen war, als er von der Matte zurückkehrte. Er hatte die Frau fragen wollen, ob das Essen schon bereit sei, oder ob er noch einmal mit dem Kasten fahren solle. Da hatte es hier so schön geduftet, und er hatte sich auf die gute Suppe gefreut! Das war wohl nur eine Stunde her, aber es kam ihm vor, als seien Jahre seitdem vergangen. Wie war er glücklich gewesen, wenn er von der Arbeit heimkam, daß er sich mit Frau und Kind zusammen zum Tisch setzen konnte! Er hatte das noch nie so deutlich gefühlt, wie in diesem Augenblick! Wieder sah er angstvoll zum Doktor hin. Der stand noch immer über das Kind gebeugt. Aber jetzt richtete er sich langsam auf — er sah sehr müde aus und sehr bleich. Und dann klang durch die Stille der Stube eine Stimme, langsam und halb gedämpft: „Man kann nicht mehr helfen . . . es ist schon zu spät gewesen.“

Da wußten Christen Weber und seine Frau, daß das ganze Glück ihres Lebens zerstört war.

* * *

Ein Jahr war vergangen, und es kamen wieder schöne sonnige Frühlingstage. Da kam zur Osterzeit ein Herr ins Dorf, um dort seine Ferien zu verbringen. Er wollte sich freuen an den grünenden Wiesen mit den Frühlingsblumen, an den hohen Bergen ringsum und an den heimatlichen alten Häusern im Dorf; und wollte Augen und Herz ausruhen, ehe er zurück mußte an die Arbeit, zurück in die Stadt an seinen Schreibtisch. Er ging auch häufig an Christen Webers Hause vorüber und sah die junge Frau, die immer so still und ernst zu sein schien. Sie grüßten sich und sprachen manchmal ein Wort, vom Wetter oder von der Landwirtschaft. Eines Tages sagte er ihr im Gespräch, wie ihm das gefalle, daß jetzt, wo die Leute überall die Sauche führten, doch nirgends die Gruben offen stehen gelassen würden, wie es an so vielen andern Orten sei, daß man immer Angst habe, die kleinen Kinder könnten hineinfallen. Da fing die junge Frau plötzlich zu weinen an — und auf seine Frage hat sie ihm dann die Geschichte von ihrem Thuri erzählt. Zum Schluß sagte sie noch: „Hier ist das früher auch so gewesen, man hat manchmal von so einem Unglück in der Zeitung gelesen, aber das war dann an einem Ort passiert, von dem man nichts wußte, und wo man niemand kannte. Und da denkt dann niemand daran, daß es auch bei ihm zu Hause geschehen könnte — bis man es selbst erlebt hat. Wenn die Leute an allen Orten daran denken würden und es wüßten, wie das für die Eltern ist — dieses schreckliche Unglück würde nirgends mehr vorkommen.“

Seitdem mußte der Herr aus der Stadt immer an die traurige junge Frau denken — und auch an die Worte, die sie ihm zum Schluß gesagt hatte. Und da hat er gedacht, man mußte das, was ihm die Frau Weber erzählte, überall dort weitererzählen, wo es kleine Kinder und offenstehende Sauchegruben gibt. Vielleicht kann die Geschichte vom armen kleinen Thuri dazu beitragen, daß andere kleine Kinder, deren Eltern bei der Arbeit sind und nicht Zeit haben, auf sie zu achten, vor diesem entsetzlichen Schicksal bewahrt bleiben.

Zwei Gedichte von Ed. Chappuis, Bern.

Das Tippfräulein.

Die Sonne scheint, doch nicht dort innen,
Wo ich die Arbeit muß beginnen.
Ich sitze mutlos Stund für Stund
Und schlage mir die Finger wund.
Bin ja bezahlt und darf nicht klagen!
Wer wollte mich auch jemals fragen,
Ob eine Seele mir gegeben?
Ich soll ja nur die Hände regen! . . .
Ich soll nur immer fleißig tippen,
Wenn durstig heiß auch meine Lippen,
Wenn mir die Stirn, die Augen brennen,
Ich darf es niemandem bekennen.
Bin ja bezahlt! Was will ich weiter?
Als meine Pflicht tun brav und heiter.
Wenn auch die Seele weint und bricht,
Die Schreibmaschine fühlt es nicht! . . .
So schlepp' ich meines Lebens Tage,
Verbeiß' meines Herzens Plage.

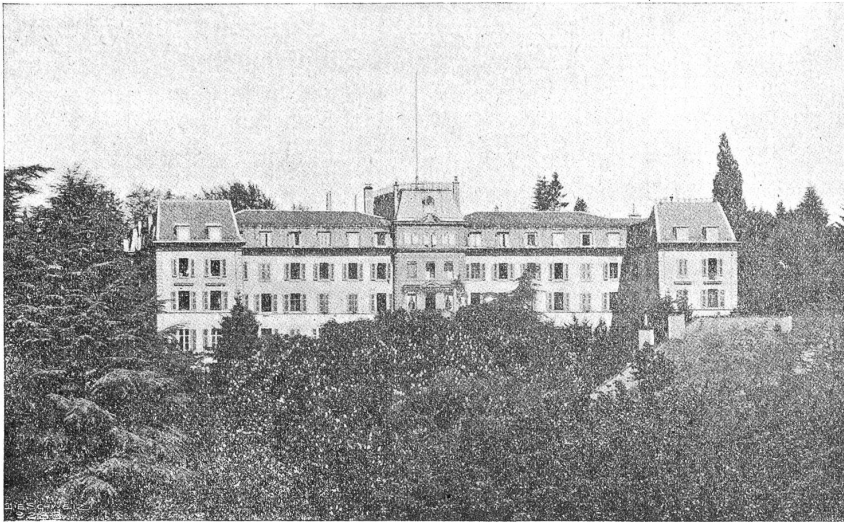
Der Kopist.

Zahlen, Zahlen,
Endlos malen!
Sätze schreiben, Bücher füllen
Und nie, nie die Sehnsucht stillen!
Spalten füllen,
Fremdem Willen
Stets mich beugen,
Niemals zeigen,
Daß man selber etwas ist,
Und nicht immer nur Kopist . . .
Wenn die Seite dann vollendet,
Schnell das Blatt nur umgewendet,
Denn es ist noch viel zu schreiben,
Um die Zeit mir zu vertreiben!
Will der Schreibkrampf mich befallen,
Tapfer nur die Hände ballen!
Zahlen, Zahlen,
Endlos malen,
Sätze schreiben, Bücher füllen
Und nie, nie die Sehnsucht stillen!

Stillstand, Rückschritt, Fortschritt.

Niemand weiß, ob Europa nicht vor einer langen Pause der politischen Entwicklung, vor der Konsolidierung der Staatsgewalten, kurz, vor einer reaktionären Epoche steht. Der russische Bolschewismus, der heute noch als Flammenherd einer proletarischen Revolution betrachtet wird, braucht es nicht unbedingt mehr zu sein. Ein konsolidierter russischer Staat mit einer neuen Beamten- und Militärklasse, die Regimentsgewalt und höheres Einkommen zu verteidigen hat, gleitet viel leichter als man annimmt in den Kreis der anerkannten festen Verhältnisse hinein und hat alsdann nicht mehr das geringste Interesse, die Solidität und Ordnung anderwärts zu stören.

„Gion weiß, was der Sack enthält“, lautet ein albanesisches Sprichwort. Gion legte nämlich Steine in den Sack, mit dem er seine Frau prügelte. So wissen die Bolschewiki genau, was sie zu tun haben, um den Beginn ihrer Herrschaft in Rußland vergessen zu machen, damit der furchtbar veränderte Fortgang möglich sein wird; darum ersehnen sie Deffnung der Grenzen, Einfuhr in schrankenlosem Maße, Anerkennung von seiten des Auslandes. Die fortlaufenden Friedensverhandlungen mit Armenien, Lettland und Finnland bezeugen diese Anstrengungen ebenso sehr wie die drohende Ausrufung einer persischen Sowjetrepublik in Rescht am kaspischen Meer und die Verhandlungen Krassins mit Lloyd George, die so gar nicht vom Fleck kommen wollen, weil beide Herren immer mit einem Ohr auf die Nachrichten von der polnischen



Zum Beitritt der Schweiz in den Völkerbund.

Phot. F. S. Jullien, Genf.

Das für die Verwaltung des Völkerbundes vorgesehene Gebäude in Genf.

Front horchen. So horchten weiland die Friedensunterhändler in Münster und Osnabrück — horchten 16 Jahre, bis Deutschland in Trümmern lag.

Spielte nicht die englische Politik, die Gegnerin Rußlands sein und bleiben muß, im Hintergrunde mit, die Konfliktpunkte mit den Noten wären bald gelöst, denn das ist offensichtlich: In den maßgebenden russischen Kreisen tauchen neue Elemente auf, die mit Bolschewismus nichts zu schaffen haben; in der Militärgewalt scheint sich die Sanierung so weit entwickelt zu haben, daß das Volk für die ältern Schichten der terroristischen Freischaren den Namen „Troßki-Armee“, für die neuern Formationen mit fester Disziplin aber den höher gewerteten „Lenin-Armee“ erfunden hat. Die gesellschaftliche Umschichtung geht rasch den notwendigen Weg: Die Intelligenz wird Meister; das Talent scheidet sich aus, ergreift die Zügel, wird salonfähig, fast bleibt die Frage, wie lange Lenin am Ruder bleibe, nebensächlich. Hat er sich in den veränderten Verhältnissen gehalten, hat er sie gar herbeigeführt, so wird er Chef des konsolidierten Rußland bleiben, wie er sein revolutionärer Chef war. Woß wenn nicht er diese Entwicklung wollte, wird er fliegen.

Wenn alsdann, ob mit oder ohne Lenin, die russische Beunruhigung verschwunden sein wird, so müssen die Ereignisse im Westen ihren besondern Weg gehen, und der führt wohl anderswohin, als die Theoretiker meinten. Er führt über tiefe Ermüdung, vergebliche Anstürme gegen bewaffnete Ordnung, religiöse Erschütterungen und langames Mutfassen zu einem unerwarteten Willen zur Ordnung, der tief in den Massen ruht. Reformen, die sich täglich anbahnen, setzen sich unter ungeheuren Schwierigkeiten durch. Die Regierungsgewalt bleibt, weil bewaffnet, fest; unter mannigfachen äußern Formen politischer Reaktion setzt sich doch die notwendige Reform des sozialen Lebens durch. Die Massen, denen die Waffen — glücklicherweise — fehlen, bereiten durch beständige Demonstrationen dem guten Neuen den Boden. Was aus diesem zähen Widerspiel von Kräften wird, ist vielleicht die „neue Gesellschaft“, ist die Krönung der vor 100 Jahren entfesselten Bewegung, welche alte soziale und politische Einrichtungen zerbrach, erst neue politische Zustände schuf, aber erst heute zu neuen sozialen Einrichtungen gelangt.

Derartige theoretische Ausblicke ergeben sich, wenn man vor Tatsachen gestellt wird wie die einer deutschen Regierung und eines Ministeriums Giolitti in Italien, und wenn fast zu gleicher Zeit die Koalition der Sozialdemokraten und Christlich-Sozialen in Wien in die Brüche geht.

Das Ministerium Nitti zerschellte an einer diktierten Brotpreis-

erhöhung. Wohl hatte das Regierungsdekret festgesetzt, es müßte der Preisaufschlag von einer entsprechenden Lohnerhöhung gefolgt sein. Die empörten Massen nahmen ohne weiteres an, es werde den Unternehmern nicht einfallen, diese zweite Hälfte des Dekretes zu beachten, stürmten an vielen Orten auf die Straße — und Nitti ging. Nach mühsamem Suchen ließ sich Giolitti bewegen, den Wagen zu lenken, den er vor fünf Jahren „unter Volksgeschrei und Flüchen“ verlassen hatte. Eine Depesche meldet, er werde gegen die Entente „freundschaftlich, aber energisch“ handeln, mit Jugoslawien sofort veröhnliche Unterhandlungen pflegen — daneben aber — das sagt die Depesche nicht, endgültig die alte, vorkriegszeitliche „Neutralitätspolitik“ aufrecht erhalten. Man kennt die neuen Männer seines Kabinetts noch nicht. Es wird aber rechts orientiert sein, dabei jedoch das Charakteristikum italienischer Politik aufweisen: Sinn für Tagesnotwendigkeiten.

Allerdings hat Giolitti, der frühere „langfristige“ Kabinettschef ganz andere Sorgen als dazumal; nicht die Wunden eines abessinischen oder tripolitanischen Abenteurers, sondern eines furchtbaren Weltkrieges gilt es zu heilen; dazu führt Italien sein Unternehmen auf dem Balkan weiter und nicht mit Erfolg: ganz Süd- und Mittelalbanien haben sich plötzlich erhoben, die Besatzungen von Sepeleni und andern Städten abgefangen und Balona bedroht. Die Leidenschaften, die jenseits der Adria rasen, kennzeichnen sich durch das gelungene Attentat auf den Führer der albanischen Nationalisten, Essad Pascha in Paris. Die Motive des Mörders Rustem, eines jungen Albanesen, sind unklar; niemand kann beweisen, daß sie mit den Plänen einer italienischen Partei irgendwie zusammenhängen. Die „nationale Ehre“ der Italiener wird aber von Giolitti verlangen, daß er die Stellung des Landes in Balona nicht aufgebe.

Das deutsche Regierungsproblem ist noch komplizierter als das italienische; es entspringt im Grunde denselben Schwierigkeiten: Der Schwächung aller Mittelparteien, so daß schließlich nur Rechts- oder Linksrichtung übrig bleibt. Reichskanzler Müller erhielt vom Reichspräsidenten Ebert den Auftrag, eine Gruppierung zu versuchen; er lehnte ab; darauf klopfte man bei der vielfarbig schillernden „Volkspartei“ an, schließlich beim Zentrumspräsidenten Trimborn. Er wird sich gezwungen auf seine und die Volkspartei stützen, wenn möglich die bayrischen Verwandten, die katholische Volkspartei und die Demokraten beiziehen, dabei aber von den sozialistischen Mehrheitlern und der „deutschnationalen“ äußersten Rechten gleichermaßen „wohlwollende Neutralität“ wünschen. Die Linke bleibt demnach so viel wie möglich ausgeschaltet; nach der Wählergruppierung und nach der Weigerung der Unabhängigen, an dem Ministertisch zu sitzen, ist dies die letzte Möglichkeit. Schon melden sich die Deutschnationalen, um einen „Ordnungsblock“ zu empfehlen. — Also wäre auch Deutschland in einem etwas sanftern Tempo dort angelangt wo Ungarn.

Auch Oesterreich scheint dorthin zu treiben; ohne bolschewistisches Zwischenstadium haben die Christlichsozialen zu Stadt und Land die Anwartschaft auf die Führung; auch hier sind es die Sozialdemokraten, welche nach den Hungerdemonstrationen und den damit verbundenen blutigen Szenen in Graz die Koalition aufkündigten. Sie verzichteten, in der traurigen Situation die Verantwortung für aussichtslose Maßnahmen zu tragen und allen Kredit zu verlieren. Nun sie aber zur Opposition gehen, suchen ihre Partner logischerweise Anschluß nach rechts — und von dort ruft schon Antwort der alldeutsche Bauer: Dinghofer. — kh. —